



CHRISTOF DIPPER/HEINZ DUCHHARDT (HRSG.)

Generation im Aufbruch.
Die Geschichtswissenschaft in Deutschland im Spiegel
autobiographischer Porträts

Böhlau Verlag | Köln 2024
484 Seiten, gebunden | 59,00 €
ISBN 978-3-412-52694-8

rezensiert von

THOMAS ETZEMÜLLER, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

»Generation im Aufbruch« enthält autobiografische Berichte von 26 einflussreichen, zumeist westdeutschen Historikern (und zweier Historikerinnen) wie Arnold Esch, Eberhard Kolb, Hartmut Zwahr oder Hartmut Kalble. Sie sind zwischen 1933 und 1942 geboren worden und haben Weltkrieg, deutsche Zweistaatlichkeit sowie die Entwicklungen der Geschichtswissenschaft erlebt. »[U]nbestrittene Dignität in der Zukunft« und »die aktive Beteiligung an der Neukonturierung des Fachs nach dem Zweiten Weltkrieg und in den 1960er und 1970er Jahren« waren entscheidende Auswahlkriterien (S. 17). Der Band ist bemerkenswert. Ich bin verblüfft, wie umstandslos dessen (auto-)biografischer bzw. wissenschaftshistorischer Ansatz in den 1950er-Jahren situiert ist. Er ragt wie geronnene Geschichte in die Gegenwart hinein. Die beiden Herausgeber formulieren als Ziel der Texte, »Aufschluss [zu] geben über die geistige Entwicklung und die wissenschaftlichen und menschlichen Einflüsse auf sie [die Historiker] aus subjektiver Perspektive« (S. 18). Die Beiträger sollten aus derselben Distanz über sich schreiben, die sie zu den historischen Figuren ihrer Forschungen einnehmen, um ihre wissenschaftlichen Laufbahnen in der jüngeren deutschen Geschichte zu verorten. In diesem Sinne identifizieren die Herausgeber zusammenfassend eine Reihe biografischer und sozialer Muster und notieren, was die Verfasser des Bandes für nicht erzählenswert gehalten haben, etwa die Kriegszeit. Die Forschung zur Wissenschaftsgeschichte und zu (auto-)biografischem Schreiben lassen Dipper und Duchhardt vollständig außer Betracht. Sie zitieren im Wesentlichen Autoren ihrer eigenen Alterskohorte. Den Begriff »Aufbruch« im Titel erläutern sie nicht weiter. Vielleicht bezieht er sich auf »die geradezu weltweite Aufbruchstimmung als Folge des (geglaubten) Endes zweier Machtblöcke« nach 1989 (S. 34).

Die Beiträge folgen dann zumeist konventionellen Formen wissenschaftlicher Selbstdarstellung, sie beginnen mit der Kindheit und gehen zu den eigenen Erfolgen über: Was man gemacht hat, was man erreicht hat, in welchen Archiven man war, in welche Ausschüsse und Akademien man gewählt wurde, ob man gar die Titelseite eines »Spiegel«-Heftes schmückte, ob Kanzler und Bundespräsidenten einen in Erinnerungen erwähnten oder zu runden Geburtstagen gratulierten, in welchen Ländern man Aufsätze publiziert hat. »Frankreich fehlt«, musste Alexander Demandt

feststellen. »Kann man dort genügend Deutsch?« (S. 196) Lebensstationen werden aberzählt, und es fallen viele Namen bedeutender Historiker – die männliche Form ist beabsichtigt –, bei denen man studiert oder die man selbst ausgebildet hat.

Es handelt sich also – von einer Ausnahme abgesehen – definitiv nicht um das mittlerweile etablierte Genre der Autozoziobiografie, in der die eigene Lebensbeschreibung als Sonde dient, um soziale Verhältnisse auszuloten.¹ Machtstrukturen im Feld der Geschichtswissenschaft werden eher abstrakt angedeutet, wenn nicht gleich ausgeblendet. Manchmal werden individuelle, *persönliche* Animositäten mit Doktorvätern und Vorgesetzten skizziert. Letztlich lesen wir nur von Karrieren, die, im Rückblick betrachtet, erfolgreich verlaufen sind. Die Beiträge beschwören eine ideale Form der Universität als einer Gemeinschaft der allein der Sache Dienenden, und sie zementieren mit Aplomb das alte Rollenmodell des deutschen Ordinarius.

Frauen glänzen weitgehend durch Abwesenheit (einige angefragte Historikerinnen haben offenbar einen Beitrag abgelehnt oder zurückgezogen). In vielen Beiträgen werden Ehefrauen gar nicht erwähnt; wenn doch, dann öfters ohne Namen. Welche Rolle haben sie für die Karrieren ihrer Männer gespielt, wie viele Manuskripte haben sie getippt, was haben sie intellektuell geleistet? Marlies Gummert hatte 1979 die produktive Verniemandung der Professorengattin aufgespießt, die ihrem Mann den Rücken freihält und nach Außen dessen Seriosität verkörpert, aber als eigenständiges Subjekt ausgelöscht wird.² Die meisten Beiträge des Bandes belegen Gummerts Beobachtung, obwohl man hätte denken sollen, dass Texte, die in den frühen 2020er-Jahren verfasst wurden, über alte Geschlechterrollen zumindest ein Wort verlieren. Es ist schon merkwürdig, von lauter Rufen und Auslandsaufenthalten zu lesen, in diesem Zusammenhang aber nichts Relevantes über die Familien zu erfahren. Stattdessen schreibt beispielsweise Hartmut Lehmann nur einen kurzen Satz zu diesem Thema, und es ist faszinierend, mit welcher Selbstverständlichkeit er für sich stehen bleibt: »1970 gab meine Frau ihre Stelle [als wissenschaftliche Assistentin] in Köln auf und folgte mir [nach Kiel]« (S. 131). Alexander Demandt hatte offenbar nur männliche Assistenten, förderte keine Habilitandin, unter seinen 30 Doktoranden waren ganze zwei Frauen; Frauenbeauftragte empfindet er als »Hohn auf GG Art. 3« (S. 189). Bei Peter Herde und Werner Eck erfahren wir immerhin, dass die Wohnorte der Familie nach den Arbeitsplätzen der Frauen, in beiden Fällen Lehrerinnen, gewählt wurden; die Männer mussten pendeln. Jörn Rösen war Assistent bei einer Professorin und hatte später eine Assistentin; er dankt seiner Frau für ihre *intellektuelle* Unterstützung (und dafür, dass sie ihm den Rücken freigehalten hat); drei andere Kollegen tun es ihm gleich. Heinrich August Winkler wurde der Weg in die Geschichtswissenschaft durch seine bei Theodor Schieder promovierte Mutter erleichtert. Insgesamt gewinnen Frauen nur in wenigen Beiträgen Konturen als Professorinnen, Lehrerinnen oder Kulturreferentinnen.

Anders ist es im Beitrag von Adelheid von Saldern. Sie legt ihrem Bericht Pierre Bourdieus Analysen des wissenschaftlichen Feldes zugrunde und skizziert, wie eine Wissenschaftlerin in den 1960er-Jahren ihren Familienalltag optimieren musste, um in der Wissenschaft zu reüssieren. In ihrem Fall wurde sie durch den Ehemann und durchaus konservative Professoren unterstützt, durch Franz Schnabel, der sie promovierte, und Wilhelm Treue, der keine Vorbehalte gegen eine Mutter mit Kleinkind habe erkennen lassen. Gisela Bock hebt die Bedeutung der seltenen weiblichen »role models« hervor; für ihre männlichen Kollegen waren Vorbilder offenbar so selbstverständlich, dass sie diese in ihren Beiträgen nicht thematisieren.

Zwischen den Zeilen findet man Andeutungen über das Funktionieren des Wissenschaftsbetriebes, beispielsweise über den Habitus männlicher Wissenschaftler, die sich ganz der Sache hingeben und ihren Geburtstag mit Kollegen im D-Zug auf dem Weg zu einer Tagung feiern oder feststellen, dass sie als über Achtzigjährige nun weniger Gutachten schreiben und Tagungen besuchen als früher. Hans Medick berichtet selbstkritisch, dass die Identifikation

¹ Vgl. exemplarisch *Carlos Spoerhase*, Politik der Form. Autozoziobiographie als Gesellschaftsanalyse, in: Merkur 71 (2017), S. 27–37.

² Marlies Gummert, Rede einer selbstbewußten Professorenfrau. Ein Dokument, in: Kursbuch Nr. 58 (1979), S. 85–100.

mit dem Gegenstand die quellenkritische Reflexionsfähigkeit beeinträchtigen kann (in diesem Fall gegenüber der gefälschten »Laichinger Hungerchronik«). Wolfgang Benz und Reinhard Spreer machen deutlich, dass zur Wissenschaft auch gescheiterte Projekte sowie zerbrochene Ehen gehören. Soziale Aufstiegsgeschichten werden kaum erzählt, umgekehrt wird die Herkunft aus einer Professorendynastie, wenn überhaupt, nur nebenbei erwähnt. Allein Heinz Reif hat eine Autozoziobiografie im Duktus von Ulla Hahns »Geschichte der Hilla Palm« verfasst, die eine Suchbewegung erkennen lässt: Distanz zur Bildungsschicht als Jugendlicher, Ausweichen, Schulversagen, Nachholen, Maschinenbauingenieur, erneutes Studium, Befremdung über das Missionarische und Humorlose der »Bielefelder Schule«, die Austreibung seiner ästhetischen Interessen aus seinen wissenschaftlichen Texten, Leitung des Ruhrlandmuseums und schließlich Professur an der TU Berlin.

Das oben erwähnte »name dropping« macht den vielleicht wichtigsten (allerdings nicht reflektierten) Punkt des Bandes deutlich, nämlich die Bedeutung sozialer Beziehungen für die Rezeption und die inhaltliche Ausrichtung wissenschaftlicher Arbeit. Keiner der Beiträger geht näher darauf ein, dass bloßes Gelesenwerden das eine ist, *aktiv rezipiert* zu werden aber entscheidend von persönlichen Netzwerken abhängt. Als Habilitand war Alexander Demandt kein Rotarier und fand deshalb keinen Zugang zum Arbeitskreis »Poetik und Hermeneutik«, zu dem seine Forschungen eigentlich passten. An der FU Berlin war dann sein gesellschaftlicher »Umgang unter den Kollegen, oft auch fachübergreifend: einmal wöchentlich Fußball, dreimal Tischtennis. Unvergesslich das gemeinsame Musizieren zu meinem Blüthner-Klavier in wechselnder Besetzung: Kurt Raaflaub Querflöte, Hartmut Leppin Tenor, Michael Strocka Cello«, und offenbar keine Frauen in diesen Kreisen (S. 187). Solche Szenen enthüllen, wie über Soziabilität in Rezeptionszirkel ein- und ausgeschlossen wird.

Hin und wieder gibt es Bedenken, in der Ich-Form zu schreiben. Werner Eck führt seinen Lehrer Helmut Berve als Gewährsmann an, dass in wissenschaftlichen Texten Argumente, nicht Meinungen zählten. Dass dieses Ideal eines subjektfreien Textes trotzdem die Quellen nicht schützt, »einer ideologischen Interpretation« (S. 288) anheimzufallen, zum Beispiel bei Berve im »Dritten Reich«, thematisiert Eck nicht weiter. Dabei macht die Ich-Form autobiografische Texte immerhin geschmeidig, das zeigt im umgekehrten Fall die Ego-Laudatio des »Querkopfes« Wolfgang Reinhard, der sein Selbstporträt in der dritten Person verfasst hat. Das ist umständlich zu lesen und lässt die ordinariale Erfolgsbilanz erst recht maniert klingen, wenn er von den »drei anspruchsvollen Gesamtdarstellungen« und den »innovativen Arbeiten Reinhardts« berichtet, die seinem »glatten Aufstieg in der deutschen ›Historikerzunft‹ im Wege« gestanden hätten (S. 169-171). 1973 Habilitation, 1974 Universitätsdozent, 1977 Lehrstuhlinhaber – so muss sich der heutige Nachwuchs eine nicht glatte Karriere vorstellen.

Schließt der Band zufällig mit diesen Worten von Werner Paravicini? »Nachdem die Sternstunden verblichen sind, veraltet unaufhaltsam des Historikers Werk [...]. Endet es gut, stirbt der Meister verehrt, aber bereits als ein Museumsstück. Und dann wird er vergessen. Es sei denn, er sei ein Genie oder Dichter gewesen.« (S. 458)

Zitierempfehlung

Thomas Etzemüller, Rezension zu: Christof Dipper/Heinz Duchhardt (Hrsg.), Generation im Aufbruch. Die Geschichtswissenschaft in Deutschland im Spiegel autobiographischer Porträts, Böhlau Verlag, Köln 2024, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 64, 2024, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82007.pdf>> [13.8.2024].